

Günter Franzen

Der Idiot der Familie*Über die Unlust der deutschen Männer*

In der ZEIT vom 25. August 2006 plädieren 15 mehr oder weniger prominente Frauen für einen neuen Feminismus. Die Unterhaltungskünstlerin Anke Engelke, die Köchin Sarah Wiener und die Schülerin Florine Vollbrecht sehen sich der Gegenwart eines sexistischen Rollendiktats ausgesetzt; die Nachrichtenmoderatorin Anne Will stellt fest, dass sich ihre Aufgabe aus der Perspektive der Fernsehgewaltigen darauf beschränkt, auf dem Bildschirm eine gute Figur zu machen; die Juristin Jutta Glock registriert eine Zunahme subtiler Formen der sexuellen Belästigung am Arbeitsplatz; die Schriftstellerin Karen Duve sieht im liberalen Feuilleton eine unverhohlene Frauenverachtung am Werk und findet das Buch ihrer Kollegin Eva Herman (*Das Eva-Prinzip*) zum Knochenkotzen; die *Grande Dame* der deutschen Psychoanalyse, Margarete Mitscherlich, empfiehlt ihren Schwestern zur Vollendung der weiblichen Emanzipation ein Quentchen Hass. Da sich die Mobilisierungskampagne der ZEIT an die weibliche Leserschaft richtet, kann man die Frage nach dem subjektiven Wahrheitsgehalt dieser kollektiven Sammelklage überspringen und sich als Mann erwartungsgemäß in jene Machtbastion zurückziehen, in der wir seit alters her unter uns sind: die Wirtschaft.

Im April des Jahres äußerte Helmut Schmidt, der große alte Klare aus dem Norden, in einer Rede vor deutschen Spitzenmanagern die Vermutung, dass der allseits beklagte massive Geburtenrückgang auf einen durch die Katastrophe des Zweiten Weltkrieg verursachten Vitalitätsverlust der Gesellschaft zurückzuführen sei. Was der ehemalige Wehrmachtsoffizier mit dieser Bemerkung gemeint haben könnte, wird durch eine Drohung

erhell, die Adolf Hitler nach dem Scheitern der Ardennenoffensive im Februar 1945 in Gegenwart seines Adjutanten Nicolaus von Below ausstieß: »Wir kapitulieren nicht, niemals. Wir können untergehen. Aber wir werden eine Welt mitnehmen.« Zu diesem Zeitpunkt hatte das kalte, im Bunker der Reichskanzlei bis zuletzt mit lidloser Unerschrockenheit agierende Reptil aus Braunau den überwiegenden Teil seiner Versprechen bereits eingelöst und alles mitgenommen, was in Reichweite seines zügellosen Vernichtungswillens lag: das europäische Judentum, den Glauben an die zivilisatorische Selbstoptimierung der Menschheit, das mittelalterliche Weichbild der deutschen Städte und das Leben der auf ihn eingeschworenen 5 Millionen Soldaten, darunter 1,8 Millionen Familienväter und die kompletten Geburtsjahrgänge von 1920 bis 1925.

Neben dieser gänzlich unsystematischen und unvollständigen Schreckensbilanz nimmt sich eine weitere Verlustanzeige auf den ersten Blick vergleichsweise harmlos aus: Im Verlauf dieses von Deutschland ausgehenden Krieges löste sich das traditionelle Geschlechterverhältnis in Rauch und Asche auf, wurde der auf wechselseitiger Anerkennung und Anziehung der Geschlechter beruhenden biologischen Generativität der Boden entzogen, wartete fortan auf Mann und Frau nur noch das Unglück

Nichts illustriert diesen düsteren Befund besser als ein Buch, das einem die Lektüre einer ganzen Bibliothek zeithistorischer und sozialpsychologischer Untersuchungen erspart. Zwölf Tage bevor das auf 1.000 Jahre angelegte Großdeutsche Reich im Orkus der Geschichte verschwindet, am 26. April 1945, notiert eine

Frau, die in einem Erdloch im Stadtzentrum Berlins voller Bängen auf die Ankunft der Roten Armee wartet, in ihrem Tagebuch: »Als wir herausstraten, fuhr ein LKW vorbei; deutsche Truppen darauf, rote Spiegel, also FLAK. Sie fuhren in Richtung Stadt, von uns weg aufs Zentrum zu. Saßen stumm da und stierten vor sich hin. Eine Frau rief ihnen nach: Haut ihr ab? Sie bekam keine Antwort. Wir sahen uns achselzuckend an. Die Frau meinte: Sind auch bloß arme Schweine. Immer wieder bemerkte ich in diesen Tagen, dass sich mein Gefühl, das Gefühl aller Frauen den Männern gegenüber ändert. Sie tun uns leid, erscheinen uns so kümmerlich und kraftlos. Das schwächliche Geschlecht. Eine Art von Kollektiv-Enttäuschung bereitet sich unter der Oberfläche bei den Frauen vor. Die männerbeherrschte, den starken Mann verherrlichende Naziwelt wankt – und mit ihr der Mythos »Mann«. In früheren Kriegen konnten die Männer darauf pochen, dass ihnen das Privileg des Tötens und des Getötetwerdens fürs Vaterland zustand. Heute haben wir Frauen daran teil. Das formt uns um, macht uns krötig. Am Ende dieses Krieges steht neben vielen anderen Niederlagen auch die Niederlage der Männer als Geschlecht.«

Die Autorin, die in den nachfolgenden zwei Monaten zahllose Vergewaltigungen durch Angehörige der Roten Armee überlebt, ist von der Literaturkritik wegen ihrer Übersetzung der seinerzeit alltäglichen sexuellen Machtverhältnisse in eine ebenso nüchterne wie filigrane Sprache unisono gerühmt worden. Dennoch ist es nicht die intellektuelle und ästhetische Faszination, die die Aufzeichnungen der Anonyma in meiner privaten Lesart zu einem Schlüsseltext macht, sondern die Tatsache, dass er in beklemmender Weise exakt den Ton anschlägt und trifft, der im Frauenhaus meiner Kindheit herrschte.

An einem Apriltag des Jahres 1955 trafen vier frisch entheiratete Frauen in der

Diele der großelterlichen Wohnung in der niedersächsischen Provinz zusammen. Auf den aus groben Krüppelbirken zusammengenagelten Gartenstühlen kauerten meine Großmutter und ihre drei Töchter und hielten Gericht. An der Wand hingen die mit einem Trauerflor versehenen Rötelzeichnungen der drei gefallenen Brüder; auf dem Tisch lagen halbgeöffnete Zigaretenschachteln und die Urteile des örtlichen Scheidungsrichters, der die überlebenden Kriegsteilnehmer, die nach einer längeren oder kürzeren Lazarettphase im Schoß der Familie das Weite gesucht hatten, in allen Punkten der Anklage schuldig sprach. Unter das Schluchzen der laut Urteil böswillig Verlassenen mischte sich das Klappern der Kaffeetassen und das saugende Geräusch der Lungenzüge. Die schwarzgebeizte Standuhr tickte von Ewigkeit zu Ewigkeit, bis endlich die Stimme der ältesten Schwester, meiner Mutter, die bis zur Decke aufgetürmten Rauchschwaden zerschneidet: »Alles Schweine, und dein sauberer Vater ist das größte.«

Mann denkt, Frau lenkt

Im Licht der Gegenwart erscheint mir diese bedrückende Szene, die sich so oder so ähnlich in vielen Restfamilien abgespielt haben mag, als eine von unzähligen Sternstunden des westdeutschen Patriarchats – einer subkutan sich ausbreitenden Herrschaftsform, die die von den westlichen Alliierten installierte und mit mehr oder weniger ehrenwertem männlichem Führungspersonal ausgestattete junge Demokratie lautlos konterkarierte: Mann denkt, Frau lenkt. Unter den Produkten der Kulturindustrie, die diese stille Machtergreifung ins milde Licht des nostalgischen Behagens tauchen, nimmt Sönke Wortmanns Kassenschlager *Das Wunder von Bern* einen besonderen Rang ein. In die Rahmenhandlung der um den Gewinn der Fußball-Weltmeisterschaft

von 1954 kreisenden Filmerzählung wird die Geschichte des Russland-Heimkehrers Richard Lubanski eingeflochten, eines gebrochenen Mannes, der in eine Welt zurückkehrt, die sich in den neun langen Jahren seiner Abwesenheit auch ohne ihn weitergedreht hat. Seine Frau betreibt im Kohlenpott mit Erfolg eine Gastwirtschaft; der ältere Sohn geht ihr zur Hand, und der jüngste hat sich in dem aufstrebenden Stürmerstar Helmut Rahn einen Ersatzvater erkoren, der den Jungen als einen Glücksbringer betrachtet, dessen Anwesenheit seinen sportlichen Erfolg sichert. Der Heimkehrer, verhärtet, verbittert, verstummt, sucht sich seiner verlorenen Position in der familiären Hierarchie durch einen autoritären Gewaltakt zu versichern, indem er das Haustier seines Kindes schlachtet, einen Stallhasen, den er der Familie als Sonntagsbraten vorsetzt. Den um den Küchentisch versammelten Angehörigen bleibt das Essen im Hals stecken, und nachdem sich die Mutter aus der Erstarrung gelöst hat, nimmt sie ihren Mann zur Seite und stellt ihm ein Ultimatum: Du änderst dich oder wir sind geschiedene Leute.

Im Film zeitigt diese Konfrontation eine kathartische Wirkung. Der geläuterte Lubanski zeigt sich einsichtig, und nachdem er unter Qualen das Grauen des Krieges und der Gefangenschaft aus sich herausgewürgt hat, schließt er seine Frau in die Arme und bricht mit seinem Sprössling auf zum glücklichen Finale nach Bern. Der Krieg ist vorbei, alles wird gut und die Entzweiung der Geschlechter verschwindet unter einem Notverband aus frommen Lügen.

Was will das Weib? Da ich als Sohn eines in Ungnade gefallenen Versagers seit fünfzig Jahren vergrübelt auf dem Fußbänkchen in der großelterlichen Diele sitze und die bundesrepublikanische Hamletmaschine seit 1987 mit Fußnoten zum Thema füttere, hatte ich reichlich Gelegenheit, mich mit dieser von Sigmund

Freud in Umlauf gebrachten Frage zu beschäftigen. Eine Frage, die bei Licht besehen gar keine Frage ist, sondern eine ohnmächtige, semantisch verkleidete Fluchtbewegung der deutschen Männer vor der ubiquitären, durch nichts und niemanden zu stillenden weiblichen Unzufriedenheit; einer, um mit der zitierten Anonyma zu reden, »verkröteten« Klagsamkeit, die sich von der Generation der Treckführerinnen, Trümmerfrauen und Wiederaufbauheroinen über Alice Schwarzers und Andrea Dworkins Pol-Pot-Strategie der weiblichen Emanzipation in den Siebzigern bis zu den eingangs zitierten Beschwerdeführerinnen eines zartbitteren Girlie-Feminismus durchzieht.

Sicher, auf dem Weg von der asymmetrischen Harmonie vergangener Tage zum Modell der kommunikativen Partnerschaft der Gegenwart haben sich die Männer bislang nicht mit Ruhm bekleckert. Sie taumeln zwischen der Unterwerfung unter das weibliche Rollendiktat und kindischen Formen des passiven Widerstandes hin und her und führen sich in familiären Krisensituationen nicht selten auf wie die schwarzen Bewohner von Onkel Toms Hütte im Angesicht der weißen Herrin. Sie schlagen die Augen nieder, murmeln »Yes, Ma'am!«, um im nächsten unbewachten Augenblick den unsortierten Klumpen schmutziger Wäsche bei 90 Grad durch den Kochwaschgang zu jagen. Es bliebe von Seiten der Männer also noch einiges zu tun, um das Prädikat der allgemeinen Familienreife zu erwerben, aber ich bezweifle, dass die psychosoziale Runderneuerung des deutschen Mannes tatsächlich zur Entgiftung des Binnenklimas führen würde: Der Mann macht keine Fehler, er ist der Fehler, und solange dieses Dogma gilt, erleidet die störanfälligste und lebendigste Quelle des menschlichen Glücks, die gegengeschlechtliche Liebe und ihre biologischen Folgen als Objekt des grämlichen Feminismus das Schicksal des Hundes,

den man im Urlaub einer Tierpräparatorin anvertraut.

Wenn ich meine nahezu sechzigjährige Karriere als Schwerträger der Frauenbewegung Revue passieren lasse, begann sie wohl damit, dass ich noch vor Beherrschung der elementaren Kulturtechniken die Fähigkeit ausbildete, der ersten Frau in meinem Leben jeden Wunsch von den Lippen abzulesen, an denen ich unbedingter Liebe hing. Als beflissener Interpret ihrer von Entbehrungen und Enttäuschungen gezeichneten Gesichtszüge fiel mir die Rolle eines kurzbeinigen, durch Drolligkeit und gute Manieren glänzenden Gemütsaufhellers zu, der auf die Wirkungslosigkeit seiner Therapie mit der Erhöhung der Dosis reagierte.

Während robuste und unbelehrbare Altersgenossen durch den Bau von Lastkränen und Panzern aus dem Stabilbaukasten bereits wieder der diskreditierten männlichen Technikversessenheit frönten, vertiefte ich mich in die Lektüre einer zerfledderten Kriegsausgabe von Dr. Oetkers Lehrkochbuch, um die hart arbeitende Familienernährerin nach ihrer Rückkehr mit Einbrennsuppen, Aufläufen und russischen Eiern zu überraschen.

Während meine weniger bekümmerten Schulkameraden mit Karl May aus dem Dunstkreis der Küche ins wilde Kurdistan flüchteten, zog ich mich mit der zehnbändigen Gesamtausgabe von Else Ury's »Nesthäkchen« unter die Bettdecke zurück, um den Anschluss an die gute und heile Welt des weiblichen Denkens und Fühlens nicht zu verpassen. Wenn ich mich allerdings in unkontrollierten, von Sehnsucht aufgeweichten Momenten dazu hinreißen ließ, meinen Vater meinen Vater zu nennen oder gar Fragen nach seinem Verbleib zu stellen, drohte mir und dem mir tagsüber zur Erziehung unterstellten kleinen Bruder eine Art von familiärer Sonnenfinsternis. Die lichtblauen Augen unseres mütterlichen Zentralgestirns verengten sich in grenzenlosem

Zorn, und wenn die Farbe zwischen zwei Wimpernschlägen ins Steingraue wechselte, hatte sich die Frage bereits im Ansatz erledigt.

Ich war achtzehn, als mein Vater, ein als Alkoholiker aus dem Balkanfeldzug heimgekehrter Unteroffizier der deutschen Wehrmacht, mich nach zehnjähriger Kontaktsperre zu einer Aussprache nach Köln, seiner vorletzten Lebensstation bat. Als ich auf dem Bahnhofsvorplatz auf ihn zuing, wurde er in der Annäherung nicht größer. Ein kleiner, unrasierter Mann, dessen hilfloser Uarmung ich mich peinlich berührt entzog. Nach einer kargen Mahlzeit in einem nahegelegenen Brauhaus türmte er mit zitternden Fingern Pfennige und Groschen aufeinander, um die Rechnung zu begleichen. Es gab nichts zu bereden. Ich hatte ihm lediglich zu übermitteln, dass er uns im Stich gelassen habe. Zwei Jahre später stürzte er sich vom Pfeiler der Deutzer Rheinbrücke in den Fluss, und ich mochte dem vorgezogenen Nachruf des weiblichen Familienoberhaupts nicht widersprechen: »Selbst das bringt er nicht zu Stande.«

Die friedfertige Frau

Der zweite Suizidversuch, im Sommer 1969, war erfolgreicher. Er starb in einer Absteige in Konstanz an einer Überdosis *Veronal*, dem Vergeltungsbedürfnis seiner Frau und der Feigheit seiner Söhne. Als ich geschlagene fünfunddreißig Jahre später endlich Anstalten machte, an den Bodensee zu reisen, um mich mit seinen zu Staub zerfallenen sterblichen Überresten zu konfrontieren, teilte mir die örtliche Friedhofsverwaltung mit, dass sein Grab bereits 1996 eingeebnet worden sei. Der Tod eines Handlungsreisenden. Das Ende eines Kriegsteilnehmers. Unter der Nachricht des freundlichen schwäbischen Kommunalbeamten hat manches gelitten, was der öffentlichen Rede nicht

wert ist. Meine Selbstachtung, das Gefühl der Verbundenheit mit einer durch die 68er repräsentierten moralischen Elite der Nation, die in historisch beispielloser Kühnheit zum Sturz der kontaminierten Väter aufrief, als diese schon längst am Boden lagen, vor allem aber der Glaube an je-nes von der Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich zur anthropologischen Konstante erhobene höhere Wesen, das aus der Perspektive eines bis zur Lächerlichkeit feminisierten Mannes jeder Beschreibung spottet: Die friedfertige Frau.

In den von den Brüdern Grimm überlieferten deutschen Märchen wird man dieses über den Abgründen der menschlichen Niedertracht schwebende Fabelwesen vergebens suchen. Statt dessen enthält ihre Fabel vom willfähigen Fischer und seiner verbiesterten Frau den historischen Dreisatz, der für die Entschlüsselung der anhaltenden Vereisung des deutschen Geschlechterverhältnisses unerlässlich ist: Kränkung, Hybris, Absturz. Das modernisierte Märchen in einem Satz: Mit dem braunen Butt in schimmernder Wehr vom Pisspott über die Champs Elysées zum Elbrus nach Stalingrad und zurück. Die Fallhöhe, die ein liebendes, dem Traum vom Reich anhängendes Paar zwischen 1941 und 1945 zu durchmessen hatte, ist für den aus einer solchen Verbindung hervorgegangenen Nacherzähler ebenso unfassbar wie das Ausmaß der Verzweiflung, das sich ihrer nach der Vertreibung aus dem Paradies und dem Zusammenstoß mit der Realität bemächtigt haben mag. Weitaußergreifbarer hingegen erscheint mir nach Sichtung der mir zugänglichen lebensgeschichtlichen und literarischen Quellen der Gedanke, dass die narzisstische Wut der enttäuschten Frauen beherrschender war als

ihr Bedürfnis, im Augenblick des Zusammenbruchs einer kollektiven Allmachtsfantasie so etwas wie einen seelischen Lastenausgleich mit ihren geschlagenen Männern zu suchen: Das »bisschen« Rauben, Morden und Brandschatzen hätten sie ihnen wohl verziehen, wären sie nur als Sieger heimgekommen.

Die Verlierer sind tot und die Sieger auch, aber die weibliche Unzufriedenheit mit dem anderen Geschlecht pflanzt sich, taumelnd zwischen Idealisierung und Abwertung, durch die postheroischen Generationen fort, als sei seit der alliierten Rückversetzung auf das zitierte Nachtgeschirr kein Tag vergangen, und der einzige Fortschritt besteht darin, dass die Töchter und Enkelinnen der Kriegsmütter in der märchenhaften Sammlung des literarischen Volksvermögens lediglich eine andere Seite aufgeblättert haben: Vom Fischer und seiner Frau zum König Drosselbart. Die Kandidaten sind entweder zu groß oder zu klein, zu jung oder zu alt, zu weich oder zu roh, zu kalt oder zu heiß, zu klebrig oder zu flüchtig, und wenn der letzte verprellte Freier im Galopp die Burg verlassen und die biologische Uhr das Ende der Fruchtbarkeit angezeigt hat, weint die Prinzessin in ihr goldenes Bidet und erinnert sich des bewährten Klassifikationsschemas ihrer Vorgängerin: Alles Schweine.

Wen wundert es, so frage ich mich, dass den Männern die Lust abhanden gekommen ist. Jetzt, so scheint mir, sind die Frauen am Zug.



Günter Franzen (*1947)
lebt als Schriftsteller in
Frankfurt a.M.
g.j.franzen@t-online.de